

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 66.

Montag, 7. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Als Sterling gegangen ist, setzt August sich hin und schreibt einen ruhigen Brief an Ottilie: „Nur deine Reden und dein Benehmen gegen Heinrich konnten ihn vermögen, an Sterling so zu schreiben, wie er tat; mit ein wenig Vorsicht von deiner und mit mehr Überlegung von Heinrichs Seite hätte diese Angelegenheit leicht vermieden werden können. . . . Daß Sterling eher gehe, wie er wollte, finde ich unpassend. Man würde dadurch ihn glauben machen, daß er gefährlich sei. . . . Nimm also diese Zeilen als Beruhigung. Überlebe nichts, denn jeder Schritt, den du jetzt tust, ist nicht zurückzutun. . . . Ich schreibe mit der Versicherung, daß mein Innerstes gegen dich keinen Groll und kein Mißtrauen hegt, und wünsche, daß dieser Schatten in deinem Berliner Aufenthalt dir und den Freunden keine trübe Stunde mehr macht. Leb wohl und beruhige dich!“

„Beruhige dich!“ — Ein guter Wunsch; ein frommer Wunsch, bei Ottiliens Natur. Sie gerät in leidenschaftlichste Aufregung, da sie vier Tage später Augusts Brief erhält und sehen muß, daß er ihre große Leidenschaft so wenig ernst nimmt. Sie entrüstet sich über Charles, der nicht angeboten hat, mit der Pistole in der Hand für seine Liebe einzustehen — der sie wohl gar verraten hat! Sie setzt sich sofort hin, erläßt ein langes Rechtfertigungsschreiben an den Gatten, fügt einen verschlossenen Brief an Sterling bei, der die Ordre enthält, unverzüglich abzureisen. — August lächelt und gibt den Brief nicht ab. Mag sie sich in Berlin, im Trübel und bei Freunden, amüsieren, sie wird vergessen, man kann in Ruhe über die Sache reden, wenn sie zurück ist. Mit Ruhe — er nimmt das alles mit Ruhe. Er kennt Ottilie. —

Aber kennt er auch Sterling?

Charles Sterling läuft die ganzen nächsten Tage in einem sonderbar verwirrten Zustande umher. Sein junges Gemüt, unerfahren in solchen Liebeshändeln, findet sich nicht zurecht. Er fühlt sich schuldig: hat er nicht viele Male bei Ottilie im Sofa geessen, während im Kamin das Feuer knisterte, den Kopf in ihrem Schoße bergend, mit den Händen bettelnd, an der letzten Kette zerrend? Hat er nicht so viele Liebesworte mit ihr getauscht, von ihr empfangen, ihr stürmisch wiedergegeben? Es sich nicht hundert Male wiederholen lassen, dies „O wie gern!“ . . . Was will sie? — Was will dieser Brief? — Weiß sie überhaupt von dem Brief? — Oder hat Nicolovius ihn hinter ihrem Rücken geschrieben? — Wer ist Nicolovius? — Vielleicht ein Rivale?! — Und was ist mit dem Kammerrat? — Weiß er . . . oder weiß er nicht? — Will er nicht sehen? — Will er ihn schonen? — Vielleicht um einen Skandal zu

vermeiden? — Vor allem: warum schreibt Ottilie ihm nicht selber?

Alle diese Fragen wirbeln in seinem Kopf durcheinander, wie das Flockengestöber, das der Wind in diesen Februartagen durch die Gassen jagt, und lassen keinem andern Gedanken Raum. Manchmal pocht die Vorstellung an: du mißbrauchst schmählich eine Freundschaft, die Freundschaft eines rechtschaffenen Mannes! Aber das andre ist stärker: Sehnsucht, Sehnsucht. Wie lange ist das nun schon her, seit er sich zuletzt an Ottilie gelehnt, den Arm um ihren Hals schlingend, Wange an Wange? Monatelang ist das her — und war sonst freundschaftliche, beglückende Gewohnheit, holdes Geschenk jedes Tages! . . . Die Sehnsucht schwillt und strubelt, sie macht das zwischen den Lippen so vieler Fragen festgefahrene Schiff flott, reißt es mächtig dahin.

Ist er denn blind gewesen? Plötzlich bricht ihm eine Erkenntnis auf, plötzlich weiß er, wie alles ist: sie hat sich gelüchelt, vor ihrer Liebe gelüchelt, hat sich Nicolovius anvertraut, weil sie das Übermaß des Gefühls nicht mehr bei sich behalten kann und weil sie glaubt, daß er ihr Freund ist. Aber Nicolovius ist nicht ihr Freund, er liebt, liebt sie — wer sollte sie nicht lieben, der Wochen und Wochen mit ihr zusammen ist?! — ja, aus Eifersucht hat er seinen Brief geschrieben, in dem Wünsche brennend, den Nebenbuhler zu entfernen . . . hat ihn glauben machen wollen, Ottilie leide an seiner Liebe, hat an den Gentleman appelliert, damit er schweigend gehe und sich zurückziehe. . . .

Lüge und kunstvolles Gespinnst, das Eifersucht gewoben, ihn darin zu fangen, wie einen gefährlichen Fisch! — Seine Wangen glühen, seine Schläfen hämmern, alle Pulse tochen, erst jetzt weiß er, wie sehr diese Frau ihn liebt, die vor ihm geflohen ist . . . Geflohen — um in die Arme eines andern zu sinken?! Das darf nicht sein! Geflohen ist sie, weil sie hier, in dieser kleinstädtischen Umgebung, die mit tausend Spionenaugen auf sie blickt, unter einem Dache mit dem Vater, den sie verehrt wie nichts in der Welt, mit den Kindern, der Schwester und dem Gatten — weil sie sich die Kraft nicht zutraut zur letzten Konsequenz.

Er weiß nun plötzlich, was geschehen muß. Rücksicht? Hat sie ihn nicht die Leidenschaft gelehrt, die keine Rücksichten kennt, sondern willenlos und blind dem Dämon gehorcht? —

Am nächsten Abend, als August nach Hause kommt — er hat ein Stündchen oder zwei bei Ortelk geessen, bei seinem guten Tröster — findet er ein Billett vor. Es ist von der Frau Präsidentin von Schwendler. Ihr Vater, Mr. Sterling, schreibt die Dame, sei heute früh Hals über Kopf abgereist — nach Berlin; und, nach Art und Umfang seines Ausbruchs zu urteilen, nicht mit der

Abſicht, wiederzukehren. Sie glaube, ihren alten freundschaftlichen Beziehungen dieſe Nachricht ſchuldig zu ſein. Er wirft den Brief auf den Tiſch, wie wenn er eine giftige Natter abſchüttelte.

Fahr hin, denkt er.

Er zwingt ſich, ruhig zu ſein, er geht zu den Kindern hinüber, die Ulrike gerade zu Bett bringt, nimmt ſie auf den Arm, küßt ſie. Mit der Schwägerin ſpricht er kein Wort, er hat plötzlich einen wilden Haß auf ſie.

Als er ſpäter in Ottiliens Wohnſtude tritt und mit zitternden Händen die Mabaſterlampe entzündet, hat er die Empfindung, daß die Vitrine mit Gläſern und Taſſen ſtürzt und alles trachend in Scherben geht. Er fühlt ſich unwohl, übel iſt ihm zumute, das ganze Blut ſtrömt nach dem Kopf. Ruhig bleiben? Leicht geſagt! Er möchte alles um ſich her zertrümmern . . .

Spät abends ſchickt er noch nach dem Barbier und läßt ſich Blutegel ſetzen. Das erleichtert.

Nebeneinander.

Nun iſt es Sommer, Juli iſt's, und wieder iſt das „Schiffchen“ leer und ſtill. Aber diesmal iſt mit Ottiliens Abreiſe der Alp nicht gewichen, wie damals, nach Weihnachten, er wird wohl nie mehr weichen — er laſtet und drückt auf die Gemüter. Jeder im Hauſe ſpürt ihn, Auguſt, Ulrike, die Kinder, ſelbſt der alte Vater, dem man ſonſt liebreich und fürſorglich alles Unangenehme fernhält.

Auguſts Hoffnung, der Vater werde dieſen Sommer wieder nach Böhmen ins Bad reiſen, hat ſich nicht erfüllt; obwohl er es nach den beiden ſchweren Krankheiten des vorigen Jahres doppelt nötig hätte, bleibt er zu Hauſe, lebt in ſeinen Stuben und im Hausgarten, wo die Rotdornheide üppig blüht wie nie zuvor — von Marienbad, von der gemeinſamen Reiſe mit dem Kanzler und dem Großherzog iſt keine Rede mehr. — Warum? — Auguſt ahnt das Warum, aber er verbietet ſich, darüber zu denken, er fühlt immer Scham wie eine Gänsehaut über ſeinen Rücken laufen, wenn er ſich der nächtlichen Szene im Arbeitszimmer erinnert. Wäre ſie nie geweſen! Ränke der Vater jezt von neuem mit ſeinem Plan, dieſe junge Mädchen als Gattin ins Haus zu bringen — wer weiß, ob Auguſt noch Widerſpruch erhöhe.

Er iſt ein anderer, iſt milder geworden, duldsamer — ach, wozu Worte, die nur beſchönigen? Er iſt einfach mürbe geworden durch das, was er mit Ottilie und Sterling erlebt hat, durch die Auseinanderſetzungen, die Ottiliens Rückkehr aus Berlin gefolgt ſind und die noch jezt in den leeren Stuben des „Schiffchens“ umgehen wie böſe Geiſter.

Ob Ottilie im fernem Ems auch dauernd von dieſen Spukgeſtalten verfolgt wird? Vielleicht. Raum. Sie iſt aus anderm Stoffe gemacht, ihre Lebensfähigkeit iſt geringer, mit ihrer lebhaft umherſpringenden Phantaſie ſchüttelt ſie ſehr ſchnell alles ab, wie eine Ente das Waſſer vom Gefieder, alles, was bei ihm wochenlang, mondelang — vielleicht für immer — als Wurm in der Seele nagt.

Eins aber iſt nicht ſo leicht abzuschütteln: das hat ſie am meiſten erboſt und verwundet, daß Auguſt ihr in einer dieſer vielen lärmenden Szenen alle Kleider von der Seele geriffen, daß er ihr vorgeworfen hat, ihr ganzes inneres Leben ſei verlogen, phantaſtiſch: hohl, leer, nur eine Wut, aufgeregte zu ſein. Er gäbe, ſo hat er gerufen, ihr, ihr allein, die Schuld an allem, was geſchehen ſei! Sterling ſei ein guter und unſchuldiger Junge geweſen, ein offenes Herz, zu keinem Betrug fähig . . . erſt ſie habe ihn in ein Abenteuer hineingepantaſiert, ihn zu Bruch des Gaſtrechts und zu Freundsverrat verleitet — das ſeien alles nur ihre Einbildungen, die von der unſeligen Adele dauernd genährt und beſtärkt würden, genau wie — und da iſt plötzlich der heimtückiſche Stich mit dem Stilette dageweſen! — genau wie im Falle Heinke von ehemals. Denn — hat er höhnlich lachend gefragt — an dem ganzen Roman von Heinke, ſeiner Rettung im Park, ſeiner heimlichen Pflöge, dieſem ganzen hochtrabenden Roman,

den alle jungen Mädchen beſtaunt hätten wie eine Heldentat, ſei doch kein einziges wahres Wort geweſen — ob ſie das leugnen könne?

Wie unter einem Jagdhieb iſt Ottilie emporgefahren, am liebſten hätte ſie ſich auf ihn geſtürzt — ihn, der ſie in ihrem Heiligſten getroffen! . . . Und immer noch, jezt noch, wenn ſie in dem von fremden Menſchen übervollen Ems umhergeht und morgens Keſſelbrunnen trinkt und abends Kränchen, oder in ihrem Zimmer auf dem Kanapee ſitzt, und die ſtille Bahn vorüberziehen ſieht oder auf die ſchönen Berge hinausblüht — immer noch brennt dieſe Wunde in ihr und will ſich nicht ſchließen . . .

Ach, ſie brennt um ſo mehr, als Auguſt ja klar und richtig ſieht! Ja, der ganze Roman, der ſich nun ſchon ſeit vielen Jahren, unabläſſig wachſend wie ein üppiges Schlinggewächs, um die glänzende, einmalige, ewig unvergeßliche Geſtalt dieſes Preußen, Helden, Abgottes rankt — ja, er hat ſeine Wurzeln nur in der Phantaſie, in ihrer und Adels Phantaſie, die glühende Einbildungskraft zweier bis zur Siedehitze verliebter Mädchen hat ihn erfunden, hat ihn mit jedem Tage mehr ausgebaut, bis er die Wirklichkeit, die niemals werden konnte, vollkommen überwuchert und ſchließlich erſetzte. Ja, und dreimal ja — ſo iſt es geweſen — aber kann man das den Kindern dieſer Welt erklären, können ſie auch nur einen Zipfel von der Traumwelt faſſen, die ſich im Herzen lebenshungriger Mädchen auf der Grenze zwiſchen Kindheit und Leben aufbaut? Auguſts plumpe Hände können es nicht, ihnen zerfällt das hauchzarte Geſpinnſt wie Zunder; ſie können nur zerſtören . . .

Und wiſſen nicht einmal, was ſie zerſtören! — Alles andre, ſelbſt das ſtrenge Verbot jedes Briefwechſels mit Sterling, der nun wieder in Genua iſt, verblaßt für Ottilie neben dieſem einen. Daß Auguſt mit ſo gewalttätigem Faufſchlag ihr zartefteſtes Traumleben zertrümmert, ſie eine Lügnerin genannt, ihr all den geliebten Land und Flitter vom Leibe gezerrt hat, bis ſie nackt daſtand und vor Scham zuſammenbrach: das vergeißt ſie nicht, das trennt für immer.

Sie weiß, wenn ſie zurückkehrt, wird ſie eine andre ſein. Unmöglich — immer wieder muß ſie ſich's ſagen —, unmöglich wegen des Vaters, dieſe unglückliche Ehe, die niemals, niemals hätte geſchloſſen werden dürfen, auſzulöſen: aber ſie wird eine andre ſein fortan!

Ja, ja, Auguſt hat recht: biſher hat ſie im zarten Zwiſchenreich der Phantaſie gelebt, ſpielend und träumend und auch wohl im Traume und Spiele viel Böſes tuend, ein Kind, obwohl ſie ſelber ſchon Kinder hat. Aber fortan ſoll, im Guten wie im Böſen, Ernſt werden aus dem Spiel! Gibt es nicht genug Menſchen, die ſie umwerben, die nur darauf warten, daß ſie die Hand ausſtreckt? Iſt ſie denn an dieſe Ehe geſchmiedet wie an eine Galeere? — Sie denkt an die Stunden mit Sterling in Berlin, den raſenden Entſchluß, ſich in ſeine Arme zu werfen, die tiefe, tiefe Ruhe an ſeiner Bruſt, das Glück, das ſeine unverbrauchte Jugend ausgeſtrömt . . . Er iſt fern, iſt unerreichbar, das Machtwort des Tyrannen hat wie ein ſcharfes, graufames Schwert jedes äußere Band zerhauen: aber er iſt doch da, er wird unſichtbar gegenwärtig ſein in jedem, deſſen Arm ſie umſchlingt — und einmal, einmal wird ſie ihn wiederſehen: und das wird der Tag der Rache ſein! (Fortſetzung folgt.)

Deine Hände.

Ich fühle deine Hände im Haus,
Sie gehen wie Blut durch alle Wände
Und teilen ihre Wärme aus.

Sie bereiten mitten im Alltagslärm
Mir täglich einen Hochzeitsdämon,
Verwandeln Sorgen in Eingebildſchwärme.

Wie Sonnenſtrahlen auf Erden wandeln
Und zaubern aus Staub einen Blumenſtrauß,
So müſſen ſie immer feurig handeln.

Ich fühle deine geliebten Hände,
Sie geben ihren Puls dem Haus,
Und gehen wie Wärme durch meine Wände.
Mag Dauthe den.

Die Warnung.

Von A. P. Hengereid.

Zu vierein hatten wir Wim Bennerts Rückkehr von seiner für den Nordischen Streichholz-Konzern unternommenen Reise nach Indien und Nordamerika durch ein nettes Dinner im Royal gefeiert. Und zufällig war beim anschließenden Begießen die Metaphysik zur Sprache gekommen.

„Mensch, Bennert, ich sehe es dir am Gesicht an, daß du über irgend etwas brütest,“ rief Doktor Rugtink lachend und klopfte dem Westreisenden auf die Schulter. „Hast du nützlicheren Geschäftsmann etwa ein „echtes“ übernatürliches Erlebnis gehabt...?“

Wim war ernst. „Ja, Paul, das habe ich tatsächlich. Ich will euch die Sache erzählen, weil ich das Gefühl nicht loswerde, daß irgendwie unser damaliges Abenteuer vor Entluizen damit in Zusammenhang steht...“

Unser Abenteuer vor Entluizen...! Sene elende Nacht würde so leicht niemand von uns vergessen! Unsere Fahrt mit Rugtinks Motorboot, als wir in dem Hundewetter die armen Leute mit ihrer sinkenden Barasse aufgefischt hatten! Kurz vor Wims Abreise war das gewesen. Außerhalb des Hafens hatte eine Tjall Notzeichen gegeben. Wir arbeiteten uns hin und hatten die Genugtuung, die Frau und vier Kinder heil in Entluizen an Land bringen zu können. Der Schiffer selbst war, ehe wir das Schiff erreichten, über Bord gesprungen und ertrunken. Natürlich hatten wir alle auf Wims Vorschlag unser Scherflein dazu beigetragen, die Familie nicht untergehen zu lassen; aber es wurde uns erst später klar, daß ein reichliches und anonymes, entscheidendes „Scherflein“ von unserem Freund herrührte.

Bennert nahm einen gehörigen Schluck und begann:

Wie ihr wißt, fuhr ich vergangenes Jahr am 15. Mai mit der „Coen“ von Genoa ab. Ich war einige Tage früher von hier dorthin abgereist, weil ich einiges von dieser Stadt und ihrer Umgebung sehen wollte. Am ersten Tage machte ich einen Ausflug nach Santa Margherita. Am zweiten ließ ich mich mittags nach den Righi bringen, um dann zum Campo Santo zu fahren. Um vier Uhr kam ich auf dem großen Platz vor dem berühmten Genuaer Friedhof an. Es waren nur wenige Besucher in den ausgedehnten Gängen, und ich konnte ungehindert die prachtvollen, hier und da vielleicht etwas sentimentalen Skulpturen betrachten, die die riesigen Nischen einnehmen. Eine lebensgroße Gruppe fesselte meine Aufmerksamkeit besonders. Zwei Männer mittleren Alters saßen an einem Tisch, worauf eine Sanduhr und ein kleiner Globus standen. Ein dritter Stuhl war halb herangeschoben. Augenscheinlich warteten die beiden auf einen dritten. Brüder? Freunde?

Plötzlich berührte eine Hand meine Schulter. Mit einem Ruck fuhr ich herum — und blickte in das Gesicht eines jungen Burschen, dessen Züge durch eine tiefe Narbe entstellt wurden, die vom linken Mundwinkel schräg bis über das Ohr verlief... Der schnittigen Uniform nach zu urteilen, war es einer der italienischen Wächter, die für ein paar Lire gerne dem Fremden Auskunft erteilen und ihm drohnende Geschichten über die Kostbarkeit dieser Denkmäler zu erzählen pflegen. Ich war im Begriff, ihm in meinem besten Italienisch deutlich zu machen, daß ich auf seine unerbetteten Dienste keinen Wert lege, als ein gebietender Ausdruck seiner Augen mich schweigen ließ. Die Worte, die er sprach, wichen völlig von dem ab, was ich etwa erwartet hätte. In reinem Englisch klang es: „Noch ein Platz, Sir...“ Zugleich wandte er sich um. Verschwand im nächsten Seitengang...

Einen Augenblick stand ich gelähmt. Warum machte der Bursche sich nach dieser Erläuterung im Telegrammstil, sogleich aus dem Staube? Ich eilte ihm nach. Erreichte im Handumdrehen die Galerie, die er eingeschlagen hatte. Nichts zu sehen. Auch nicht in den Seitengängen. Nirgends. Ich blickte auf die Uhr. Kurz nach fünf. Fortschluß.

Am Ausgang stand der Pförtner bereits an der Pforte und murmelte ungeduldig. Ein Zehn-Lire-Schein machte ihn trotzdem willig, mir Auskunft zu geben. Ich will ehrlich bekennen, daß es mich wenig angenehm berührte, als ich von ihm erfuhr, daß alle Wächter Vollblut-Italiener seien und sich unter ihnen niemand mit einer so auffallenden Narbe im Gesicht befände.

Sinnestäuschung? Ich redete es mir selber immer wieder vor. Und glaubte es allmählich...

Der Erzähler machte eine Pause. Ich blickte mich im Kreise um und sah, wie der sonst so spottlustige Doktor Rugtink diesmal schwieg. Seine Züge waren ernst.

Bennert fuhr fort: „Am nächsten Tag fuhr mein Dampfer ab. Wochen und Monate vergingen. Ich hatte

soziale Eindrücke gewonnen, war so sehr durch meine Arbeit in Anspruch genommen, daß kein Haar auf meinem Schädel noch an das Abenteuer im Campo Santo dachte.

Im letzten Monat vor meiner Rückkehr hielt ich mich in New York auf, wo ich im Savoy-Hotel ein Zimmer im siebten Stock bewohnte. Am 11. Mai hatte ich dort eine Besprechung mit dem Manager der Lexington Chain Stores, einem gewissen Fergus Cooper. Nach Beendigung besprochen wir, unsere Geschäftsverbindung durch einen alkoholfreien „drink“ an der drei Stockwerke tiefer liegenden Pseudo-Bar des perfekten Hotels zu bekräftigen. Ich drückte auf den Knopf des Aufzuges. Das Ding schien ganz oben zu sein. Wir warteten geduldig. Langsam drehte sich der Zeiger des Indikators. Fünfzehnter, vierzehnter... neunter, achter. Die Tür öffnete sich. Die Kabine war voll. Der Liftboy trat heraus...

„Noch ein Platz, Sir!“ Wie ein jäher, lähmender Schlag einer elektrischen Leitung schlugen die Worte mir ins Hirn. Diese Worte... dieser Klang der Stimme...! Ausgerissenen Auges starrte ich den Liftboy an. Ein junger Bursche, dessen Züge durch eine tiefe Narbe entstellt wurden, die vom linken Mundwinkel bis über das Ohr hinaus verlief... Der Mann aus dem Campo Santo...!

Zitternd ergriff ich Coopers Arm... „Einen Augenblick... Menschenkind... warten Sie... eben warten... ich...“ Gestottert kamen mir die Worte über die trockenen Lippen. Erstaunt blickte Cooper mich an: „All right, old man! Unwohl geworden? Die Wärme... nur die Ruhe!“

Er winkte dem Liftboy ab, und die Tür schlug zu. Langsam drehte sich der Zeiger des Indikators... Da — „Großer Himmel, was ist das...?“ — ein fürchterliches Krachen, ein pfeifendes, kreischendes Geräusch... ein dumpf rollender Donner und dann ein splitternder Aufschlag... Ganz, ganz unten...

Eine Stunde später sah ich Cooper an meinem Bett sitzen. „A narrow escape, boy...“ Das Kabel des Aufzuges war gerissen. Nicht einer der Insassen war dem Tode entronnen. Auch der Liftboy nicht. Aber... wie der Geschäftsführer uns die Versicherung gab: dieser Posten war niemals von einem Mann mit einer tiefen Narbe im Gesicht eingenommen worden...

Sinnestäuschung...?? Rugtink, wie denkst du darüber?

Der spottlustige Arzt zögerte... Dann sagte er langsam: „Wim, jenen Entluizer Schiffer hast du nie gesehen, wohl?“

Bennert starrte ihn bestürzt an: „Nein... du etwa...?“

Ein merkwürdiger Ausdruck glitt über Rugtinks Gesicht: „... Eh... eigentlich nicht, Wim...“ Er räusperte sich nervös. Aber... Ich habe die Familie nach jener graußigen Nacht mehrmals besucht. Aber dem Kaminfeuers hing eine stark vergrößerte Aufnahme des Mannes und Vaters... — ein junger Bursche, dessen Züge durch eine große Narbe entstellt wurden, die vom linken Mundwinkel schräg bis über das Ohr hinaus verlief...“

(Berechtigte Übertragung aus dem Holländischen von Harro Essingh.)

Indische Nacht.

Ein Paßell aus den Tropen.

Von Alfred Wiedenbrück.

Einen Augenblick lang bleibt ein Ridscha vor mir stehen und ich sehe in ein auffallend, aber sauber geschminktes Mädchen Gesicht. Ein hellblauer, seidener, zarter Schleier weht um das schimmernde Haar; schwere Goldarmbänder schlagen klingen aufeinander, auf den Fingernägeln der rechten Hand sehe ich mit dunkelroter, bieder Farbe Lotusblüten gemalt. Die Füße stecken in dünnen, ein wenig aufgeschnäbelten Bastschuhen, die Waden sind blank und tiefbraun. Aber dies alles vergesse ich über dem Blick, der mich aus den großen, schwarzen Augen trifft. Die tiefrot geschminkten Lippen sind ein wenig geöffnet, als würde das Mädchen dem Fremden ein Wort zuflüstern wollen.

Der Chinesentisch, um hellfarbene Leiden ein weißes, mit grellgelben Streifen bemaltes Tuch, legt sich wieder langsam in Trab und führt das fremde Mädchen durch die Kefawansstraat ihrem gastfreien Hause entgegen. Es ist unmöglich, diesen Blick zu vergessen. Es ist kein Bild aus selten schönen Augen; man sieht ihn hundertmal und immer wieder in den indischen Städten. Und dennoch hat er etwas unsagbar Fremdes, Abenteuerliches, Rätselhaftes, wie alles ringsumher etwas unserem nördlichen

Wesen, unserer kühlen Natur Entgegengesetztes hat. Die Sonne steht tief und belagert die Straßen der Stadt wie um Mittag mit einer unerträglichen Hitze, die die Augen schwer macht, den Blick träge und langsam. Es ist Zeit, in das Hotel zu gehen und eisgekühlten Whisky zu trinken.

Die breiten, bequemen japanischen Sessel, drei Handbreiten über den kühlen Steinfliesen der Terrassen (Stühle, die man bei den Mattenflechtern und Bastarbeitern nach Maß anfertigen lassen kann), sind fast alle schon besetzt.

Die Javanerband trommelt ihren ersten Jazz. Es sind vier tabakbraune, junge Männer mit honoren Stimmen, breitlippig, mit plattgedrückten Nasen und blinkenden Zähnen. Sie schlagen den Banjo, hämmern mit den Fäusten auf kleine dunkelklingende Trommeln, wirbeln die Musikinstrumente durch die Luft, werfen sie einander zu, fallen mit ihren Stimmen ein, die letzte Note des Tages zerreißen, werfen die Beine, wirbeln die Schultern, bis ihnen der Schweiß in blauen Bächen auf die weißen, frischgewaschenen Hemden rinnt. Die vier Javaner tragen gebügelte Leinwandhosen, einen blendenden Seidenschal, zinnroter Kravatten. Sie tragen Goldketten um den Hals oder Perlenketten; Schmuck aus türkisfarbenen Steinen. Es ist, als wollten sie wider sein, glühender, als dieser wilde, glühende indische Tag. Manchmal legt sich einer der vier mit einem breiten doppelstängigen Banjo, legt das Instrument quer über die Schenkel und beginnt darauf wie auf einer Zither zu spielen. Er singt dazu eines der leisen, melancholischen, immer in einem Thema wiederkehrenden Lieder, das sich verloschend und verführerisch in diesen matten Traum fügt, wie der schwelgende Duft eines Lotosteiges.

Kein holländischer Nachbar, einer der reichsten Tabakpflanzer auf Sumatra, bietet mir eine dunkle, saftige starke Zigarre an. Obwohl mir die Opiumzigaretten mit blauem und rotem Mundstück lieber sind — in diesem tolen, gräßlichen Nest des Sonnentages bringen solche Zigaretten und Whisky den Nerven neues Leben.

Eine Viertelstunde später, während die Kühltürme surren und die Dichter aufstehen, während in den Straßen die Menschen aus dem Boden wachsen, erlebt man das Wunder: Indien.

Es ist Nacht. Aus der Alajienallee herauf tolen die Radschawägelchen mit den jungen, zarten Geiseln, deren Lippen leise verloschene Worte summen, wie Vogelrufe, schein und doch verborgen. Dunkelhäutige Hindus tragen ihren Turban spazieren, weiß, selbständig gespenktert er durch die schwarze, mondlose Nacht. Im blauen Licht einer hohen Vogenlampe schwirren Malayenmädchen aus, barfüßig, mit von grellen Farben bedruckten Sarongs bekleidet. Überall flirrt das Gold an den Armen und Beinen.

Ein leichtes Surren liegt über Straßen, Buben, Bäumen und Sumpfen. In das Surren hinein schwirrt grell, toll der unausgesetzte Lärm der Javanerband.

Singhaleesen in weißem Leinenrock, der ganz zugeknöpft ist, hochgeschlossenen, mit einem heißen Stragen, der sich wie eine Klammer um den schwitzenden Hals legt; servieren flink und rasklos das miserable Essen und die eisgekühlten Cocktails. Der Rauch der Zigaretten und Zigaretten nimmt kein Ende. Kulis, in Bündeln, kommen von den Hafenplätzen. Wie Nachtfalter sind diese plötzlich im Leben stehenden Figuren einer frühen indischen Nacht. Aus einem chinesischen Laden tönt die laute, hohe Stimme eines Chinesenhändlers, und dünne Gongschläge loden die immer hungrigen Kulis zu den stinkenden Gerichten der fliegenden Straßenrestaurants. Und dennoch: dieses flatternde, bunte, verworrene, gefloßte Leben und Treiben, es birgt einen seltsamen Zauber, Das ist Asien.

Eine Stunde oder zwei nach Sonnenuntergang, wenn der schmetternde Choral der grauhaarigen Affen in den nahen Dschungeln und Urwäldern verstummt ist, wenn die leeren, grellen, weißen Straßen verschwunden sind, dann faßt uns dieser unbeschreibliche Zauber. Er läßt nicht frei; immer wieder blüht ein neues Licht auf, immer wieder gibt es etwas Verlorenes.

Der sinnverwirrende Atem der Tropen, bis in diese Straßen hinein, ferne, seltsame Träume vorpiegelnd, berauscht von der Glut der Sonne, trinken vom fatten, tauendfachen, in jeder Sekunde neu wiederkehrenden Leben, nach den Früchten greifend wie im Paradies, ein Schaufenster in eine ungereimte, verführerische Welt voll von allen Genüssen, von allen Wonnen.

Kein wilder Haß; Kulis hoden an den Bambuswänden und essen aus kleinen Töpfen biden Brei. Schwarze, glattschädelige häßliche Männer, kaum bekleidet, mit goldenen Nadeln im Arm, vernarrten Kerben einer Raste im Rücken zeigen die vollen, breiten Lippen. Und immer wieder wie Schmetterlinge in Luft greizen die vielen kleinen geschminkten Mädchen.

In diesem verwirrenden Abenteuer, das von der Alajienallee heraufzauert, am Hotel vorbei, umläuft von der heißen Musik der vier Javaner, muß ich plötzlich an den Blick des Mädchens im Nachschauen denken; an diesen heißen, wilden Blick. Und es ist mir, als wäre es nicht der Blick aus den schwarzen großen Augen

des fremden Mädchens, das sich von einem Hindu durch die Kesavanstraat in die Hindustraat oder nach Belawan fahren läßt, es ist mir plötzlich, als wäre dies der Blick Indiens, der tolle Blick der Tropen.

„Duan!“ sagt der Singhalese und legt flüchtig die Hand an die Stirn, „das Essen ...“

Ich höre ihn nicht, im Zauber, der da an mir vorüberauscht, vom schwülen, langharnen Hauch der Dschungel überflogen, von der betörenden Glut der Tropen durchspielt, umhüllt von dem schwarzen Mantel dieser Nacht, sehe ich diesen Blick, diese großen, schwarzen Augen des hartgeschminkten, fremden Mädchens wie eine leuchtende Blüte in einem fremden Paradies ...

Schildkröten als Steine.

Ein afrikanisches Erlebnis.

Von Eija Nidel.

Der damalige Gouverneur von Tripolis und jetzige Kolonialminister General de Bone hatte mir seinerzeit viele gute Ratsschlüsse gegeben, vor allem aber den, mich nach Sonnenuntergang nicht außerhalb von Tripolis zu bewegen.

Aber gute Ratsschlüsse sind ja dazu da, nicht gehört zu werden. Und als eines Morgens unser Wagen durch die herrliche Palmenoase von Tagiura fuhr, die Richtung auf Homs nehmend, waren alle warnenden Worte vergessen. Der Tag verging wie im Fluge. Flug ist allerdings vielleicht nicht der richtige Ausdruck, denn wenn man in den heißen Stunden, um Leptis Magna zu besuchen, im schönsten Wüstensand herumwatscht, kann man das mehr mit kriechen bezeichnen. Jedenfalls war die Sonne im Sinken, als sich das Auto Richtung auf Tripolis wieder in Gang setzte. Meine Schwester, die „Tapfre Johanne“, lag im Fond, marode, während unser Begleiter, Commendatore S., erschöpft neben dem Chauffeur auf den Sitz sank. Nur ich, in edlem Egoismus, war stolz, sehr stolz, hatte ich doch endlich eine im wehenden Sande verunkelt antike Stadt gesehen und mich mit dem Geruch des Altertums gewissermaßen vollgefogen.

Dunkelheit fiel schnell. Und der Wagen raste plötzlich in einem Tempo los, daß bei dem holperigen Weg die arme Johanne manchmal bis zum Verdeck geschleudert wurde und der Commendatore am ein Haar die Windschutzscheibe durchlöchert hätte. Ob diesem Anblick mühsam einen Lachanfall niederkämpfend, fragte ich den Chauffeur, was los wäre.

„Sonnenuntergang!“ jagte der Chauffeur lakonisch.

Das sah ich. Aber ich sah bald noch mehr, nämlich längs der Chaussee Gestalten in malerischem Burnuß, sah das ungewisse Licht, im Hintergrunde das Meer, auf der anderen Seite die gelben Sanddünen der beginnenden Wüste, dazu einen romantischen Hohlweg, der sich rechts und links zu einem Sumpf erweiterte, und den fahlen Schein der Autolichter — nur der Schein fehlte noch, in den man sich unweigerlich verliehen mußte! Der Schein kam natürlich, der rauhen Wirklichkeit entsprechend, nicht, dafür aber etwas sehr Hartes gegen mein Auge. Der Wagen hatte die Fahrt verlangsamt, da die Straße sich lieblich zwischen dem Sumpf hin und her schlängelte. Johanne griff mutig nach dem harten Gegenstand — — ein Schrei voller Entsetzen, der wie ein Dolchstoß auf den Commendatore wirkte, denn mit einem halb erstarrten Laut beugte er sich weit nach hinten zu uns über:

„Dio mio!“ flüstert er heiser, „was ist geschehen?“

„Ein Tier, ein Tier!“ schrie Johanne.

„Schildkröten!“ jagte der Chauffeur lakonisch und schaltete die Scheinwerfer aus. In dem Moment bullerte es gegen die Seitenwände, von rechts und von links flog es heran, auf den Kühler krachte es nieder, es plumpste auf die Leinwand des Verdecks ... Schildkröten, Schildkröten als Steine!

Aber jetzt war der Hohlweg endlich zu Ende und dröhnenden Motors fauchte der Wagen weiter. Ohne Licht, im fremden Land, der Tüde der Eingeborenen preisgegeben. Und wir saßen, mit Händen und Füßen uns stemmend und anklammernd, um nicht aus dem rastenden Auto herauszufliegen ... Ah nein, danke schön, es war sehr gemütlich! Als sich endlich die Tore von Tagiura vor uns öffneten, fanden wir das Ganze „himmlisch und interessant“ und gongelten ganz langsam unter alten Palmen, die im Nachwind leise raschelten, in das sichere Tripolis zurück. Aber wiederholen möchten wir es nicht.